

Nr. 215. Bromberg, den 20. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

Urheberschutz für (Copyright 1932, by) Dr. G. Panstingl, den Haag, Holland.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Herr Hasenauer," sagte sie, „ich muß Ihnen eine peinliche Frage stellen."

Hasenauer spitzte die Ohren. Jetzt kam es wohl. Er war vorbereitet.

„Ich habe vom Regiment die letzte Post für Willi — für Herrn Woltmann zurückbekommen. Darunter war ein Brief einer Dame . . ."

„Ja, wußten Sie denn davon nichts, Fräulein Herma? Das pfiffen ja die Spatzen — — — Verzeihung, das hätte ich nicht sagen dürfen!"

Die unschuldsvolle Verblüffung beim ersten und die verwirrte Verlegenheit beim letzten Satz waren glänzend gespielt. Hasenauer junior klopfte sich im Geist beifällig auf den Rücken.

„Ich danke Ihnen, Herr Hasenauer! Es war gut, daß Sie es mir gesagt haben. So habe ich wenigstens Gewißheit." war Hermas tonlose Antwort.

So hatte Hasenauer sie betrogen. — —

Nun war dieser tot, und sie dachte nicht mehr an ihn. Sie dachte nur mehr an ihre Schuld. Gegen die Stimme ihres Herzens war sie nur den Einflüsterungen ihres verletzten Stolzes gefolgt.

Und der andere hatte gelitten, unendlich gelitten und — sie hatte ihn leiden lassen. Nun büßte sie es — in jeder Minute ihres Lebens. Unerbittlich schrie ihr das Gewissen zu „Schuld, Schuld, Schuld!"

Die zermürbenden Erlebnisse der letzten Zeit hatten auch ihre Krankheit verschlimmert.

Zwei Jahre nach der Geburt ihrer Tochter hatten sich die ersten Zeichen gezeigt. Sie begann zu husten, und ihre Lunge schmerzte. Irgendwo hatte sie den gefährlichen Keim in sich aufgenommen.

Das war leicht in Wien, der Stadt, die der Lungenkrankheit ihren medizinischen Namen gegeben hat. Morbus Viennensis nennt der Arzt die Schwindsucht.

Hermas kräftige Natur hatte aussichtsvoll mit der Krankheit gestritten, obwohl die Kriegsjahre es nicht erlaubten, daß sie nach dem Süden ging, ja sogar sehr nötige Nahrungsmittel selbst dann nicht zu haben waren, wenn man sie mit Gold aufwog.

Aber nun war die Krankheit wieder aufgeflackert. Der Winter stand dicht vor der Tür, und Herma fühlte die Stiche in der schmerzenden Brust. Sie begann sich zu fürchten — nicht für sich selbst, aber für ihr Kind, ihre Tochter, die sie abgöttisch liebte. Deren Zukunft lag doch im Strudel des Hasenauerschen Konkurses. Für sich selbst erhoffte sie nichts mehr.

Sie zwang sich zu einem Besuch beim Hausarzt. Dieser gehörte in dieselbe Klasse wie ihr Rechtsanwalt. Er war nahe an die Siebzig und hatte schon ihre Eltern behandelt. Er verfügte über die göttliche Grobheit aller alten Hausfreunde.

„Herma, du gefällst mir nicht! Mehr Mut, mehr Lebenswillen! Geld ist doch nicht alles! Denk' an deine Tochter und nimm dich zusammen. Schau, daß du nach dem Süden kommst. Ich weiß eine billige Pension in Meran. Ich werde um einen Platz schreiben."

Aber Herma schüttelte den Kopf.

„Und wenn ich es nicht tue?"

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Dann hast du dir die Folgen selbst zuzuschreiben."

Herma ging weg und der Doktor setzte sich an seinen Schreibtisch. Dort suchte er sich eine Ansichtskarte heraus, die er vor zwei Wochen von Helene aus dem Haag erhalten hatte. Darauf stand ihre Adresse.

Drei Tage später saßen Wernoff, Helene und deren Hausfrau beim Fünfuhrtee, als das Mädchen die Nachmittagspost auf einem Präsentierbrett brachte.

„Hier ist ein Brief für dich, Helene," sagte die Dame des Hauses, „mach' ihn nur auf und lies ihn. Herr Wernoff und ich entschuldigen deine Neugierde."

Erstaunt und mit bösen Vorgefühlen las Helene den Absender.

Mitten im Lesen erbleichte sie und wankte auf ihrem Sitz, so daß Wernoff und die Dame aufsprangen. Der Brief war ihr entfallen.

Wernoff hob ihn auf und drehte ihn unschlüssig in der Hand. Helene sah ihn in äußerster Trostlosigkeit an und sagte:

„Ich habe doch niemanden. Lesen Sie den Brief nur."

Und Wernoff las:

„Liebes Mädel!

Herma war bei mir, um mich zu konsultieren. Es hilft nichts, ich muß Dir reinen Wein einschenken. Mit ihrer Lunge geht es schlechter, als ich ihr sagen durfte. Rasch nach dem Süden wäre vielleicht noch eine Rettung. Aber sie will nicht! Ob sie nicht weiß, wie arg es ist, oder ob sie die Ausgabe scheut, um das kleine Erbteil Ernas nicht zu schmälern, kann ich nicht entscheiden. Ich schreibe Dir, weil ich weiß, daß Du Einfluß auf sie hast. Sie hört auf Dich! Schau, daß Du sie bewegst, abzureisen. Es ist allerhöchste Zeit!

Mit vielen Grüßen
Onkel Feldmann."

So nannten die Hochstättenkinder den alten Dr. Feldmann. Natürlich war er auch der Hausarzt der Familie Woltmann gewesen.

Wernoff ließ den Brief sinken und starrte in die verzweifelten Augen Helenes. Sie erschrak über die Veränderung in seinem Gesicht. Das Blut trat zurück, die Haut wurde aschgrau, und die Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen. Ihr Schreck über seinen Anblick war so groß, daß sie ihr eigenes Leid für einen Augenblick vergaß.

Hatte sie unrichtig gehandelt, als sie ihn den Brief lesen ließ?

Und dann geschah das Wunderbare.

Wernoff öffnete den Mund und sprach, zur Dame des Hauses gewandt, in höflich ruhigem Tone, als ob nichts geschehen sei:

„Gnädige Frau, ich muß Sie für Fräulein Hochstätten und mich um Entschuldigung bitten. Aber der Brief erfordert einige rasche Verfügungen. Wir müssen in die Stadt fahren!"

Wie hatte dieser Mann sich in der Gewalt! Helene fügte sich der überlegenen Ruhe Wernoffs und nahm Hut und Mantel.

Mit Wernoff zusammen stieg sie in das Auto ein.

„Zur Königlichen Luftfahrtgesellschaft am Hofweg. Aber rasch!"

Der Ton peitschte Jan auf. Den Ton hatte er schon monatelang aus der Stimme seines Herrn nicht mehr herausgehört. Der Wagen flog dahin. Was kümmerte Jan sich um die erlaubte Höchstgeschwindigkeit, wenn sein Herr so befahl?

Das rote Motorrad der Verkehrspolizei holte ihn erst ein, als sie am Hofweg vor einer Glastür standen, auf der die drei Goldbuchstaben K.L.M. standen.

Koninklyke Luchtvaart Maatschappy.

Wernoff sprang heraus und half Helene. Einen Augenblick später standen sie vor dem langen Tisch im ersten Stock.

„Mein Name ist Wernoff. Kann ich den Direktor sprechen?"

Der Name wirkte. Gleich darauf standen sie im inneren Bureau.

„Können Sie noch heute einen Nachtflug nach Wien übernehmen?"

„Unmöglich! Die Strecke Holland—Wien hat keine Leuchttürme."

„Dann morgen früh beim ersten Lichtschein?"

„Das geht. Allerdings kann das Wetter eine Zwischenlandung in Nürnberg nötig machen."

„Rechnen Sie, was Sie wollen, und versuchen Sie es, die Zwischenlandung zu vermeiden."

„Ich werde mein Möglichstes tun. Von welchem Flugfeld wollen Sie starten?"

„Von Rotterdam — ‚Waalhaven'."

„Also morgen früh um sechs Uhr. Sie fliegen mit dem H-NABR und dem Piloten Geißdorp."

„Ich danke, Herr Direktor."

Als beide draußen waren, wußte Helene, warum ihr Gastherr Wernoff als rücksichtslos energisch bezeichnet hatte.

Beim Auto sagte Wernoff zu Jan:

„Sie fahren jetzt zum Automobilklub. Dort müssen Sie alles in Ordnung bringen. Von dort sogleich nach Wien! Am dritten Tag um dieselbe Zeit müssen Sie in Hadersdorf sein. Hier haben Sie Geld. Werden Sie pünktlich sein?"

„Jawohl, Herr Wernoff. Und in Hadersdorf an derselben Villa wie das letzte Mal?"

Eine Sekunde dachte Wernoff nach.

„Nein, zwei Häuser vorher. Sie können sich nicht irren. Dast Gittertor am Eingang hat an jedem Flügel in der Mitte ein großes ‚W'."

Jan wunderte sich über nichts bei seinem Herrn, also auch darüber nicht, daß er in Hadersdorf eine Villa mit einem „W" auf dem Tore hatte. Er legte die Hand an die Kappe und fuhr weg.

In seiner Erregung hatte Wernoff mit Jan deutsch gesprochen. Helene blickte ihn entgeistert an.

Zwei Häuser vorher — — — die Villa mit „W" auf dem Tor!? Das war doch die Woltmann-Villa!

Wieso kam Wernoff . . .?

Er sah den Blick und sagte in ruhigem und leisem Ton:

„Ich bin Willi Woltmann! Als du noch ein kleines Mädel warst, Sis, da hast du mich immer „Onkel Willi" genannt."

Und da fiel es wie Schuppen von ihren Augen. Sie erkannte die Stimme und faßte seinen Arm mit festem Griff.

„Armer Onkel Willi!"

Das Geheimnis im Brief Hermas war rascher gelöst, als sie es gedacht hatte. Wernoff war Hermas Verlobter gewesen. Sie kannte die Geschichte. Und sie, das Kind, war lange auf Herma bös gewesen, daß diese dann Hasenauer genommen hatte.

Sie nahm wie selbstverständlich seinen Arm, und zu zweit wandelten sie wortlos weiter. Am Vyverberg sahen sie Jan eben wieder aus dem Haus des Automobilklubs kommen und wegfahren. Er fuhr in der Richtung Delft und Rotterdam.

„Treuer Jan! Er hat sich nicht einmal den Mantel geholt," sagte Woltmann.

„Er hängt an dir, Onkel Willi!"

An den Augen Helenes perlten zwei Tränen, die sie rasch wegwischte.

Sie gingen weiter und verstohlen blickte sie nach dem ernsten Gesicht an ihrer Seite.

Nun sah sie die häßliche Narbe nicht mehr und die grausamen Furchen und Falten im Gesicht. Sie sah nur die Augen und erkannte sie wieder. Und um die Augen baute sie Zug für Zug das Gesicht jenes Onkels Willi auf, den sie gekannt hatte, bis es durchschimmerte durch seine heutige Maske und eins mit ihr wurde. Dann erst hatte sie ihn wirklich gefunden.

Woltmann rief ein vorbeifahrendes Auto an. Sie stiegen ein und fuhren ins Kastell Oud-Wassenaar, dem alten Schloß beim Haag, das nun eine beliebte und vornehme Nachmittagsstation war. Nur wenige Gäste verirrten sich dorthin. Allein saßen sie dort und sprachen sich aus.

Und die Stunde wurde zur schweren Stunde in Helenes Leben. Gewaltig viel war an diesem Nachmittag auf sie eingestürmt. Neben ihr saß Wernoff, der doch Willi Woltmann war, und der so viel gelitten hatte durch die Schuld ihrer stolzen Schwester.

Und dann erzählte er ihr, wie er sich gerächt hatte. Stockend und stammelnd sprach er, der vor wenigen Augenblicken noch der stahlharte Energiemensch gewesen war, und klagte sich an.

„Ich bin schuld an dem, was geschehen ist; ich war zu hart."

„Nein, Willi," das Wort „Onkel" ging ihr nicht über die Lippen. Du siehst die Sache nicht richtig an. Hättest du nicht getan, was du getan hast — denk' doch nur, was Herma dann noch bevorgestanden hätte! Ein Leben und vielleicht — ein Sterben an der Seite jenes Mannes! Entsetzlich! Ich kann mir nichts Grauenhafteres denken!"

„Das ändert nichts an der Tatsache, daß ich grausam war."

Da zog Helene kurzentschlossen Hermas Brief aus ihrem Täschchen und las ihn Woltmann vor.

„Behandle ihn freundlich! Zwischen unserer Familie und ihm liegt eine schwere Schuld. Eine alte Schuld, von der ich nicht sprechen darf. Wenn Wernoff sprechen will, dann erst darf auch ich sprechen!"

Nur den Satz, der sich auf sie selbst bezog, las sie nicht.

„Du siehst also, Willi, wie Herma die Sache auffaßt. Du kannst alles wieder gutmachen!"

Warum tat ihr das Herz bei diesen Worten so weh?

Aber tapfer fuhr sie fort:

„Morgen abend bist du bei ihr, und dann blüht euch ein neues Glück."

Und Woltmann neigte das Haupt auf seine Brust.

Er brachte sie nach Hause und fuhr dann in seine Villa. Dort zäumte er sein Pferd, führte es hinüber in eine Reitbahn und stellte es während seiner Abwesenheit ein.

Vor Sonnenaufgang fuhr er nach Rotterdam. Helene hatte solange gebeten, ihn aufs Flugfeld begleiten zu dürfen, bis er versprochen hatte, sie abzuholen. Als das Auto vor ihrer Tür hielt, ging diese von selbst auf. Sie hatte ihn schon erwartet. Ihre dunkelgeränderten Augen zeugten von einer durchwachten Nacht.

Beim ersten Morgengrauen standen sie auf dem Flugfeld Waalhaven.

Mit ohrenzerreißendem Geknatter lief der Motor des H-NABR an, und langsam rollte das Flugzeug heran.

„Leb' wohl, Willi, und telegraphier' mir sofort, wie du angekommen bist und wie es Herma geht! Das folgende Telegramm kommt doch schon aus Italien?!"

Woltmann küßte sie auf die Stirn und sprang ein. Wild schwoll das Knattern des Motors an. Ein kurzer Anlauf, und das Flugzeug hob sich vom Boden, zog einen Halbkreis und flog der aufgehenden Sonne entgegen.

Helene sah ihm nach, bis ihre Tränen es verschwimmen ließen, und ging müden Schrittes zurück zum Auto.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Münze.

Von Wolfgang Federau.

dp. Flunder und Pomuchel zieren die neuen Danziger Fünf- und Zehnpfennigstücke. Sind diese schmackhaften Fische Danziger Hoheitszeichen? Keineswegs. Aber ist es unbedingt nötig, auf den Münzen eines Staates dessen Wappen oder Hoheitszeichen anzubringen? Auch diese Frage wird man nicht bejahen dürfen. Ziert das Fünfguldenstück die Marienkirche und das Krantor, trägt das Zweiguldenstück die Danziger Kogge, so ist kein Grund einzusehen, warum man nicht auch die Flunder und den Dorsch, alias Pomuchel, auf dem Weg über die Münze verewigen soll.

Man hat's getan und das ist recht so. Schließlich hat Danzig zu der Flunder, einem beliebten Nahrungsmittel des Freistädters, mindestens so viel Beziehungen wie zu der Danziger Kogge. Vielleicht noch ein paar mehr. Denn die Kogge — nun ja, sie ist Sinnbild verflossener Hanseaten-Herrlichkeiten, aber die Beziehungen der Heutigen zu ihr sind doch durchaus historisch und ideell. Während die Flunder noch immer den sehr realen Hintergrund so manches bürgerlichen Mittagsmahles bildet.

Diese Flunder auf dem Sechser, der eigentlich ein Fünfer ist, kann man leider nicht braten und kochen kann man sie auch nicht. Täte man es, so würde sie einem etwas schwer auf dem Magen liegen. Man kann sie auch nicht „bundchenweise" kaufen, wie die richtigen Flundern, die der Fischer auf Weidenruten zieht und so feilbietet. Und täte man es, so würde man ein schlechtes Geschäft machen, weil keine Bank in Danzig einem ein Bundchen solcher metallenen, auf Weidenruten gezogenen und demnach durchlochten Flundern abnehmen würde. Danzig ist nicht China, und durchlochte Münzen haben hier keinen Wert. Sie hören auf, Münzen und gesetzliche Zahlungsmittel zu sein.

Demnach ist diese Flunder nur ein Symbol. Symbole haben es in sich, und sie sind zuweilen weniger Wert, als die Dinge, die sich hinter ihnen verbergen. Auch dem Flundersechser geht es so. Denn so billig und preiswert man auch in Danzig leben kann, wenn man als Fremder herkommt und sich nichts anzuschaffen braucht, sondern bloß für Essen und Trinken Geld ausgibt — so billig, daß man für einen Sechser, für einen Fünfer, für fünf Danziger Pfennige, die doch nur wieder den Wert von vier deutschen Pfennigen repräsentieren, — daß man, sage ich, für einen kleinen Vierling eine große und richtige Flunder erhält, so billig ist's hier nun wieder doch nicht. Wären die Flundern so billig, so fänden die Danziger Fischer einen solchen Zustand mit Recht unbillig. Und die wollen schließlich auch leben, und sie wollen verdienen, um leben zu können. Und das Verdienen wird bei ihnen seit langem schon sehr, sehr klein geschrieben. Vor allem, weil die Menschen hier viel zu wenig metallene Flundern, geprägte Flundern haben, um so viele von den richtigen und lebendigen Flundern kaufen zu können, wie sie kaufen und essen möchten.

Schön golden sehen sie aus, die neuen Münzen, die Flundern und die Pomucheln auch. Wenigstens eben noch, wo sie neu sind. Aber auch hier ist wieder mal nicht alles Gold, was glänzt. Es ist nur Aluminiumbronze. Trotzdem wird man sich nicht darüber beklagen dürfen — denn schließlich ist der Sechser und ist auch der Groschen, auf Danzigerisch „das Dittchen" nur Scheidemünze. Und Scheidemünze unterscheidet sich von den größeren Werten dadurch, daß sie nicht aus Gold, daß sie überhaupt nicht aus irgendeinem, sogenannten edlen Metall hergestellt ist. Woraus zu entnehmen ist, daß sie eben deshalb „Scheidemünze" heißt. Also deutet auch der goldene Glanz dieser neuen Münzen durchaus nicht auf den berühmten Silberstreifen am Horizont, von dem umso mehr gesprochen wird, je aussichtsloser es ist, ihn in absehbarer Zeit zu Gesicht zu bekommen. In Danzig fast noch mehr als anderswo.

Einen sah ich neulich am Strande des schönen Danziger Seebades Heubude, der warf einen dieser neuen Sechser in die See. Ja, er warf eine Flunder in die See um festzustellen, ob sie schwimmen würde. Aber sie schwamm nicht — aluminiumbronzene Flundern schwimmen ebenso wenig wie bleierne Enten. Die Flunder sank sehr rasch und schnell auf den Meeresgrund, und sie wäre ertrunken, wenn sie eine richtige Flunder gewesen wäre. Aber nein, — was sage ich; gerade dann wäre sie natürlich nicht ertrunken. Jetzt aber, ja, jetzt mußte jener Unbekannte am Heubuder Strand nach seinem Sechser tauchen. Um ihn wiederzuhaben. Wenn sein Beispiel sich einbürgert, wenn es Schule macht, dann wird man bald von den Danziger Flundertauchern ebenso abenteuerliche Geschichten zu erzählen wissen wie von den Perlentauchern der Südseeinseln.

Mannigfach sind die Vorstellungsmöglichkeiten, die sich mit dieser Münze verbinden. Eine richtige Flunder, die kann nicht im Wasser ersaufen, denn sie ist ein Fisch. Diese Flunder, die kann man versaufen, was man wieder mit einer richtigen Flunder nicht tun kann. Die kann man höchstens essen. Aber die Zeiten sind nicht so, auch in Danzig sind sie nicht so, in Danzig am allerwenigsten, daß man viele Flundern versaufen wird. Man wird sie höchstens essen, auf Umwegen natürlich, indem man sie in richtige Flundern eintauscht.

Schwer vorstellbar, daß auch das neue Fünfpfennig-Stück „geprägt" worden ist. Denn was aus der Prägemaschine kommt, das ist vom Prägestempel geschlagen. Wozu aber soll man eine Flunder flach pressen — da sie doch ohnehin so erstaunlich flach ist?

Was nun der Zehner, das Dittchen, den Pomuchel anbelangt — zu ihm sind die Beziehungen Danzigs besonders innig. Weil er den Pomuchel — in gekochtem Zustande natürlich — nicht nur ißt, sondern weil er selbst, der Danziger, nach der bereits historisch gewordenen Anschauung aller Nicht-Danziger, ein „Pomuchelskopp" ist. Weil er so dickköpfig ist wie ein Pomuchel. So dickköpfig, daß er sich hartnäckig weigert, den Pomuchel Dorsch zu nennen, wie er sonst allgemein heißt. Und so dickköpfig, daß er immer wieder behauptet, Danzig sei deutsch, bleibe deutsch, sei immer deutsch gewesen.

Begegnung auf der Landstraße.

Skizze von Olaf Sorell.

Der Spätsommer war noch schön. Er hatte nach regnerischen Wochen blauen Himmel und Sonne gespendet, und ein kühler Wind erleichterte das Wandern.

Ein Landstreicher lief die Straße entlang, ließ die Spitze seines Stockes auf den Steinen klingen. Er hatte graue Haare und war sicher keiner der Jüngsten mehr. Aber er schritt unbesorgt und biß herzhaft in den Apfel hinein, den er mit der Stockkrücke vom Baum geschlagen hatte.

Der Weg ging bergauf. Oben auf der Kuppe öffnete sich der Blick ins weite Tal, das wie eine Zufluchtsstätte für Müde aus den großen Städten war. Doch ein Fabrikschornstein stach rauchlos in den blauen Himmel und kündete die Ursache dieses Friedens: Stillegung, Arbeitslosigkeit.

Der Landstreicher wurde einen Augenblick ernst, als er den Schornstein sah. „Die alte Leier auch hier!" brummte er, doch rasch gewann wieder seine alte Sorglosigkeit die Oberhand, und pfeifend setzte er sich auf einen Kilometerstein.

Plötzlich sah er auf. Neben ihm im Straßengraben rührte sich etwas. Da lag ein Mensch, ein Dreißigjähriger vielleicht, sah ihn müde an und nickte ein wenig zum Gruß.

Der Ältere war freundlicher: „Hallo, was machst du denn hier? Natürlich auch auf der Walze. Und wohin soll's gehen? Das weißt du nicht! Wenn du nicht so ein trübseliges Gesicht machen wolltest, würde ich jetzt sagen: Mensch, was mußt du glücklich sein, daß du nicht weißt, wohin du willst, und ziellos in die Welt hinein läufst!"

Eine Pause entstand. Denn der Jüngere antwortete nicht gleich, und dem Älteren kam plötzlich ein Gedanke in die Quere: Wenn der Bart nicht wäre, dieser schwarze Vollbart, den der Junge da trägt . . .

Der Bärtige hatte inzwischen seine Worte zusammengelesen: „Glücklich? Nein, arbeitslos! Ich weiß nicht, was ich machen soll, laufe, laufe, laufe! Einmal bleibt man vielleicht liegen. Dann ist alles aus. Gut so. Kein Hahn kräht mehr nach einem."

„Quatsch", sagte der andere. „Deshalb darfst du den Kopf nicht hängen lassen. Sieh 'mal, mir ging es auch einmal so. Das sind an die acht Jahre her. Da war es zwar

noch nicht so schlimm mit der Arbeitslosigkeit wie heute, aber wir standen auch schon Schlange vor dem Stempelamt. Das Schlimmste kam aber erst zuhause. Die Alte war's gewohnt, daß ich ihr pünktlich jeden Freitag den Lohn ablieferte. Da hatten wir Frieden in der Familie. Aber jetzt war der Krieg im Gange. Wenn ich die paar Stempelgroschen abgab, machte die Alte ein Gesicht, als hätte ich selbst die Schuld an der Arbeitslosigkeit, und wenn ich in einer Ecke hockte und nichts tat, dann keifte die Frau herum, und die beiden Plagen, die Töchter, machten's nicht besser. Nur der Junge, der Jüngste, war damals 18 Jahre alt und gerade aus der Lehre, der sagte nichts, und ich glaube, er hatte noch ein wenig Mitleid mit mir.

Aber eines Tages war ich die Sache satt geworden. Da lief ich fort von zuhause und auf die Landstraße. Zuerst dachte ich, vielleicht könnte ich anderswo Arbeit finden. Doch ich bekam keine, und schließlich war ich an das Leben auf der Walze so gewöhnt, daß ich's nicht anders haben wollte. Jetzt bin ich Landstreicher und fühle mich wohl dabei, und dir, Junge, wird's einmal nicht anders gehen."

Der Jüngere sagte nichts. Er starrte vor sich hin, furchte die Stirn und wälzte schwere Gedanken. Dann sah er den Alten von der Seite an, überlegte und meinte plötzlich: „Weißt du, ich glaube, deine Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende. Du hast nicht gesagt, was aus deiner Frau, aus den Töchtern und aus dem Jungen wurde. Ich denke mir, die Sache war so: Die Weiber schimpften, als du nicht wiederkamst, und der Junge wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er dachte, der Vater hätte vielleicht doch nicht so einfach davonlaufen dürfen. Aber schließlich meinte er, als junger Bursche hätte er nicht darüber zu urteilen. So arbeitete er eben, lieferte all sein Geld an die Mutter ab, und es war alles gut und schön.

Bis der Junge älter wurde und eines Tages anfing, sich nach den Mädchen umzusehen. Er wollte es so machen wie seine Kameraden. Aber da war plötzlich ein Hindernis: Die Mädchen wollten ihr Leben ein wenig genießen. Dazu gehörte Geld, und das hatte er ja nicht, weil er alles abgeben mußte. Schließlich nahm er sich ein Herz, und an einem Zahltag meinte er vorsichtig, es müßte doch möglich sein, daß er ein wenig Taschengeld für sich behielte.

Da fielen die drei Frauen über ihn her, schrien Mord und Brand und nannten ihn einen pflichtvergessenen Lumpen, der seine Familie verhungern lassen wollte, um sich mit Mädchen abzugeben. Der Junge mochte nichts weiter sagen . . . nun ja . . . er war eben wie sein Vater.

Aber dann lernte er ein Mädel kennen, das bestand gar nicht darauf, ausgeführt zu werden wie die anderen. Es wollte nur jemanden haben, mit dem es reden konnte, und war zufrieden, wenn sie draußen vor der Stadt auf einer Bank saßen.

Nach ein paar Monaten aber sagte sich der Junge: Es soll bei der Freundschaft nicht bleiben. Und das Mädchen war der gleichen Ansicht: ‚Wir brauchen ja nicht viel, um heiraten zu können und glücklich zu sein. Unseren eigenen kleinen Hausstand, und wir sind zufrieden.'

Dem Jungen leuchtete das ein. Aber er war von vornherein auf einen schweren Kampf mit Mutter und Schwestern gefaßt. Es kam schlimmer, als er gefürchtet hatte. „Ich will heiraten", sagte er, „mir meinen eigenen Haushalt gründen." Da schrien die Frauen, als geschehe ihnen das schwerste Unrecht. Sie nannten ihn einen Schurken und noch viel mehr. Er gab jedoch nicht nach und blieb bei seinem Entschluß.

Aber ein paar Wochen bevor die Heirat sein sollte, wurde der Junge entlassen. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Und dann kam das Schlimmste! Die Frauen zuhause sagten kein Wort, daß ihnen sein Pech leid täte. Nein, sie verhöhnten ihn noch, und die Mutter schrie: „Das hast du davon, weil du nicht an uns gedacht hast. Noch viel schlechter müßte es dir gehen!" Ja, das sagte meine Mutter!"

Der Junge schwieg einen Augenblick. Er sah zu Boden und dann zu dem Alten hinüber, als erwarte er von dem eine Frage.

Sie kam wohl nicht so, wie er es gedacht hatte: „Und das Mädchen?"

„Das Mädchen fand einen anderen. Der hatte noch Arbeit und wohnte nicht bei seiner Mutter."

„Und da bist du fortgelaufen von zuhause, Hans, fortgelaufen wie dein Alter?"

„Ja, Vater."

Es war bei keinem der beiden mehr ein Erstaunen in der Stimme, als sie sich so ansprachen, acht Jahre nachdem sie einander zum letztenmal gesehen hatten.

Sie reichten sich die Hand zum stummen Versprechen treuer Kameradschaft. Dann liefen zwei Landstreicher weiter ihren Weg, zwei Landstreicher, ausgeschieden aus der menschlichen Gesellschaft.

September.

Der Sommer stirbt, wir haben ihn genossen,
Und merken erst im Scheiden den Verlust,
So manche Freude hat er uns erschlossen,
So manches Glück uns zu verleih'n gewußt.

Schon singen scheidend ihm die Nachtigallen,
Die Sonne schickt den letzten Strahl herab,
Der Blumen und der Bäume Blätter fallen
Im Abendwinde auf sein weites Grab.

Doch bleibt vom Paradies, das er gegeben,
Uns die Erinnerung doppelt lieb und wert,
Und seh'n wir schmerzerfüllt ihn auch entschweben,
Wir ahnen, daß er schöner wiederkehrt.



Bunte Chronik



Der Wal in der Sackgasse.

Ein paar Feldarbeiter in der Nähe von Brighton an der englischen Südküste waren nicht wenig erstaunt, als sie kürzlich in einem Bach einen lebhaften Aufruhr bemerkten. In dem Rinnsal, das kaum einen Meter tief und nur drei Meter breit war, quälte sich ein riesiger Fisch ab. Anscheinend gab er sich alle Mühe, sich umzudrehen, nachdem er die Feststellung hatte machen müssen, daß für ihn ein Weiterkommen landeinwärts unmöglich war. Aber die Umkehr wollte dem armen Tier nicht gelingen. Schließlich halfen die Landarbeiter dem Tier auf eine etwas eigentümliche Weise. Es gelang ihnen, eine Schlinge um den Schwanz des Ungetüms zu werfen, und mit vereinten Kräften zogen elf Mann den Riesen an Land, wo sie ihn freundlicherweise erschossen, nachdem sie ihn vorher halb tot geschlagen hatten. Später stellte es sich heraus, daß es sich bei der sonderbaren Beute um einen vier Meter langen Narwal handelte, der in die Bucht von Curbridge geraten war und das offene Meer nicht wieder hatte finden können.



Lustige Ecke



Der boshafte Alte Fritz.

„Wer hat Ihn geadelt?" fragte der Alte Fritz einmal einen pommerschen Edelmann.

„Höchstdero Vater", war die Antwort.

„Da muß es ihm noch sehr an der Übung gefehlt haben", sagte der Alte Fritz und ging weiter.

*

Deswegen.

1770 besuchte Friedrich der Große die Lateinschule zu Klosterberge bei Magdeburg. Mit ihrem Direktor Hähn war der König, mancher Klagen wegen, sehr unzufrieden.

Die Ansprache, mit der dieser Mann den Alten Fritzen empfing, war ebenso lang wie salbungsvoll, so daß Friedrich sein Mißbehagen nicht unterdrücken konnte.

„Vorm Jahr machtet Ihr's besser!" sagte er, als Hähn geendet.

„Majestät halten zu Gnaden!" wagte Hähn einzulenken, „vor einem Jahr, als Eure Majestät die Anstalt zu besuchen geruhten, habe ich gar nicht gesprochen."

„Eben deswegen", sagte der Alte Fritz und drehte dem Manne den Rücken zu.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.